

Ein sonderbares Schicksal

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 35

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die ungeschützte bäuerliche Brennholzfräse mit all ihren Tücken und Gefahren. Der Bauer steht direkt vor dem rotierenden Fräsenblatt. Eine kleine Unachtsamkeit oder ein weggeschlagenes Holzstück kann ihm oder seinem Mitarbeiter zum Verhängnis werden.

Le travail à la scie métallique tel qu'il est pratiqué jusqu'ici, présente certains dangers. L'ouvrier est à la merci d'une distraction et risque par ailleurs continuellement de recevoir des éclats de bois.

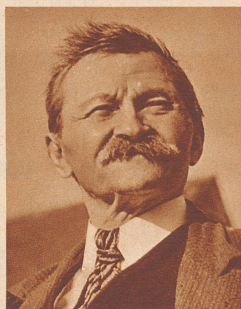


Beim Arbeiten mit der Schutzvorrichtung «Hatt» steht der Fräser neben dem Tisch. Mit einem Hebel führt er das festgeklemmte Rundholz dem Fräsenblatt entgegen. Ein Kontakt mit der scharfen, rotierenden Säge ist ausgeschlossen. Das Wegschlagen von Holzstücken ist unmöglich geworden.

Le système «Hatt» permet à l'ouvrier d'œuvrer en toute sécurité.

«Jeder Laie kann an der Fräse arbeiten, wenn sie mit meiner Schutzvorrichtung versehen ist», meint der 72jährige Adam Hatt aus Oberstammheim nicht ohne Stolz. «Das Patent verkaufe ich natürlich nicht, damit die Arbeit im Dorf bleibt und der Preis nicht in die Höhe getrieben wird.»

M. Adam Hatt, d'Oberstammheim, a conçu un système de protection qui limite au strict minimum les dangers que présente le travail à la scie rotative. Il se refuse de vendre sa patente et de commercialiser son invention, aux fins de conserver aux habitants de son pays de Schaffhouse et au feronnier du village le profit de la fabrication de son appareil.



Erfindergeist und Treue zum Bauerntum

Un inventeur intéressant et désintéressé

Der 72jährige Adam Hatt, alt Maschinenmeister, aus Oberstammheim, ist nach dem Austritt aus der Fabrik nicht untätig geblieben. Er hat eine Schutzvorrichtung für die bäuerliche Brennholzfräse erfunden, mit der die bisher gefährlichste Maschine im landwirtschaftlichen Betrieb zum zuverlässigen Helfer des Bauern geworden ist. Die Unfallgefahr ist auf ein Minimum beschränkt. Aber das ist nicht alles: Hatt ist seiner bäuerlichen Umgebung treu geblieben. Er weist alle Angebote zum Verkauf seines Patentes zurück, damit die Arbeit im Dorfe bleibt und der Preis für seine gute Sache nicht in die Höhe getrieben wird. Seine Schutzvorrichtung wird vom Dorfschmied und Wagner als rein handwerkliche Arbeit hergestellt. Der erzielte Gewinn ist äußerst bescheiden.

Ein sonderbares Schicksal

VON RODA RODA

Unser alter Freund Wladimir Weida — Gott hab ihn selig, aber er lebt noch, in Belgrad — Wladimir war von Kind an verschroben und voller Widersprüche.

Zum Beispiel, als er volljährig geworden war und alle felsenfest glaubten, nun würde er endlich seine Schulden bezahlen — da rief er, so dumm sei er nicht, und nahm Abschied, um ins Wasser zu gehen.

«Gut», antwortete man ihm, «wenn du dich ertränken willst, ist das eine Angelegenheit, die an deine Haut geht und an keine andere sonst; aber bezahl doch wenigstens vorher!» — «Nein», sagte er, «wovon sollte ich dann weiterleben?» — Also schüttelten wir ihm die Hände, und er ging ins Wasser.

Seinen Leichnam hat man nie gefunden. Natürlich — denn er lebt ja noch.

Indessen suchte einer von uns Herrn Deditsch auf, der Pferdehändler ist und sonst noch allerlei in der Unterstadt, und fragte ihn:

«Haben Sie Wladimir Weida gekannt, Herr Nachbar?»

«Freilich hab' ich ihn gekannt. Denken Sie nur: der Kerl ist mir durchgegangen.» — «Wieso, Herr Deditsch?»

«Eh, ganz einfach: er war mir 2340 Dinar schuldig, ohne die Zinsen vom letzten Verfalltag an — und statt mir das sauer verdiente Geld zurückzugeben, packt er sich zusammen und ... ist eben nicht da.»

«Hm. Und wo, glauben Sie, treibt er sich herum?»

«Weiß ich's? Die einen sagen das und die andern jenes — die dritten gar, er wäre dort oben über den Sternen.»

«Ja, ja, Herr Deditsch», seufzte unser Freund. «Hören Sie nur, wie schrecklich: gestern hat man den Armen aus der Donau gezogen, ganz mausetot und kaum mehr zu erkennen vor Verwesung.»

«Was Sie nicht sagen», rief Deditsch erschrocken. «Wer wird mir nun die 2340 Dinar bezahlen?»

«Der Herr im Himmel, Herr Deditsch. Ich fürchte aber, er wird Ihnen große Abzüge an Zinsen machen.»

«Wieso — weswegen?»

«Tun Sie nur nicht grün! Sie haben den armen Wladimir gehörig geschunden. Wenn ich nachdenke, was ihn am ehesten zu dem verzweifelten Schritt veranlaßt haben

mag — meiner Ehr, Sie haben einiges an ihm gutzumachen, Herr Deditsch. Morgen um acht Uhr ist Messe für Wladimirs Seelenheil in der Kathedrale — da werden Sie doch nicht fehlen wollen?»

«Gewiß nicht, gewiß nicht», versicherte Deditsch, im Innersten bewegt, und kam pünktlich um acht in die Kathedrale. Dort wurde zwar Messe gelesen — eine nach der ersten Klasse sogar, mit großer Assistenz und Chor — bloß nicht für Wladimir, sondern für einen gewissen Achatius, der in Saloniki gestorben war.

Herrn Deditsch focht der kleine Widerspruch nicht an — wie häßt' er ihn auch merken sollen? Und daß buchstäblich er den armen Wladimir in den Tod getrieben hatte, war ein Gedanke, der ihn gar nicht mehr losließ.

«Wie ist denn das Unglück eigentlich geschehen?» fragte er einen Mann, der zufällig neben ihm stand. «Weiß man Näheres?»

«Mein Gott, bei so alten Leuten ...», erwiderte der Fremde achselzuckend — er meinte Achatius aus Saloniki. «Alt? Erlauben Sie? Der Arme war doch nicht alt?»

«Lieber Herr», sagte der Fremde, «alt oder nicht — wie man's nimmt. Wenn man hienieden seine Rechnung abgeschlossen hat, ruft einen Gott hinüber.»

Deditsch fühlte sich durch Erwähnung der abgeschlossenen Rechnung getroffen, schwieg beschämt und hörte um so zerknirschter dem feierlichen Gesang zu. «Gospodin pomiluj — Gnad ihm Gott», seufzte auch er mit tiefer Inbrunst.

Um halb neun Uhr war die Sache zu Ende. Deditsch ging heim und getraute sich seitdem vor lauter Gewissensbissen nicht mehr vor die Tür.

Als man ihn nun so lange nicht sah, munkelte man, er wäre krank, und als sein Onkel, der alte Deditsch aus Ripanj, starb, verwechselte man die beiden und sagte den Pferdehändler Deditsch tot.

Unterdessen hatte Wladimir Weida, der strebsame Junge, in Budapest die verschiedenartigsten Geschäfte begonnen. Er hatte eine Agentur der Englischen Bibelgesellschaft eröffnet, verkaufte zwei Gattungen von Strickmaschinen auf Raten und betrieb nebenbei eine

Kollektur der Klassenlotterie. Man bedenke: in dieser schweren Zeit; als Ausländer; ohne Paß- und Aufenthaltserlaubnis, erst recht ohne Arbeitsbewilligung. Wirklich, auf seinem Gebiet ein Künstler, unser Wladimir Weida. Einmal ließ sich ein serbischer Landsmann, seines Zeichens Klavierstimmer, von Wladimir etliches Geld und ließ als Sicherheit sein Werkzeug zurück — da wurde Wladimir auch Klavierstimmer, was für einen völlig unmusikalischen Menschen wie ihn gewiß ein Zeichen ist von feurigem Erwerbseifer.

Dennoch — er brachte es auf keinen grünen Zweig. Da war ihm eine wahre Erlösung, als er hörte, sein ärgster Gläubiger, Deditsch, sei verschieden. Er zögerte keinen Augenblick, bezahlte die Klassenlose mit den Strickmaschinen, gab der Bibelgesellschaft das Werkzeug, dem Landsmann ein paar Bibeln und fuhr nach dieser — für seine Verhältnisse sehr ordentlichen — Austragung der schwebenden Verpflichtungen schnurstracks nach Hause.

Einer der ersten Menschen, denen er auf dem Quai begegnete, war ... Deditsch.

Herr Deditsch hatte einige Wochen Einkehr in sich gehalten und gefunden, daß er an Wladimirs Selbstmord eigentlich nicht so viel Schuld trage, wie er sich anfangs beigemessen hatte. Und er beschloß, die peinliche Geschichte im Trubel des Belgrader Hafenlebens zu vergessen. So ging er denn, immer noch mit Wladimir und den 2340 Dinar im Kopf, hinunter zur Donau — und einer der ersten Menschen, denen er begegnete, war ... Wladimir.

Herr Deditsch griff mit den Händen in die Luft und dann nach seinem Bart, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Sein zweiter Gedanke war: der Teufel. «Alle guten Geister, steht mir bei!» stammelte er und schlug hastig das Kreuz. Denn es ist doch wahrlich nichts Alltägliches, einem Menschen lebhaft gegenüberzustehen, bei dessen Totenmesse man vor einigen Wochen gewesen ist.

Wladimir Weida fand zuerst die Sprache wieder.

«Herr Deditsch», rief er, «lassen Sie mir fünfzig Prozent nach, oder ich gehe wirklich ins Wasser — so wahr ich lebe.» «Ja, mein Söhnchen, ja, ich lasse dir fünfzig Prozent nach. Nur bleib auf dem Land. Zweimal möchte ich den Kummer deinetwegen nicht durchmachen.»

Und dabei blieb es.

Wirklich, es blieb dabei. Herr Deditsch hat die eine Hälfte seiner Forderung nachgelassen, und die andere Hälfte ist ihm Wladimir noch heute schuldig.